

Unverkäufliche Leseprobe des Fischer Taschenbuch Verlages

# Hanif Kureishi

## Das sag ich dir



Preis € (D) 10,95 | € (A) 11,30 | SFR 19,90

ISBN: 978-3-596-17948-0

512 Seiten

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2009

Meine Währung sind die Geheimnisse: Ich lebe davon, mit ihnen zu handeln. Die Geheimnisse des Begehrens und die Geheimnisse dessen, was die Menschen wirklich wollen und wovor sie sich am meisten fürchten. Die geheimen Gründe dafür, warum Liebe schwierig ist, Sex heikel, das Leben eine Qual und der Tod so nah und so fern zugleich. Wie kommt es, dass Lust und Strafe so eng miteinander verwandt sind? Wie sieht die Sprache unserer Körper aus? Weshalb machen wir uns krank? Wieso will man scheitern? Warum ist Freude so unerträglich?

Eben hat eine Frau mein Behandlungszimmer verlassen. In zwanzig Minuten kommt die nächste. Ich ordne die Kissen auf der Analysecouch und entspanne mich in meinem Sessel bei einer anderen Art des Schweigens, trinke Tee, denke über Bilder, Sätze und Worte des letzten Gesprächs nach, aber auch über die Sprünge und Brüche.

Wie so oft in diesen Tagen beginne ich, mir Gedanken über meine Arbeit zu machen, über die Probleme, mit denen ich mich herumschlage, und wie es dazu kam, dass ausgerechnet dieser Job mein Broterwerb wurde, meine Berufung, meine Freude. Noch verwirrender ist der Gedanke, dass diese Arbeit erstens mit einem Mord ihren Anfang nahm – heute ist sein Jahrestag – und zweitens damit, dass Ajita, meine erste Liebe, für immer verschwand.

Ich bin Psychoanalytiker. Mit anderen Worten: ein Deuter von Seelen und Zeichen. Man nennt mich auch Gehirnklempner,

manchmal einfach nur Scharlatan oder Hochstapler, und wirft mir vor, im Dreck zu wühlen. Wie ein auf dem Rücken liegender Mechaniker die Unterseite eines Autos abklopft, klopfe ich die Unterseiten von Geschichten ab: Phantasien, Wünsche, Lügen, Träume, Alpträume – die Welt unter der Welt, die wahren Worte unter den falschen. Ich nehme die aberwitzigsten und wirrsten Dinge ernst; ich begeben mich an Orte, die die Sprache nicht erreicht oder vor denen sie haltmacht – das Unbenennbare –, und das sogar recht früh am Morgen.

Bei mir spricht das Leid, und ich höre von Schuldgefühlen und Gelüsten, die die Menschen terrorisieren, ich höre von Geheimnissen, die ein Loch in das Selbst brennen und den Körper deformieren oder gar verkrüppeln, von den Wunden der Erfahrungen, die wieder aufgerissen werden, damit die Seele gesunden kann.

Im tiefsten Inneren sind die Leute verrückter, als sie glauben möchten. Man wird feststellen, dass sie sich davor fürchten, gefressen zu werden, und dass sie über ihre Lust erschrecken, andere zu fressen. Im Laufe eines ganz gewöhnlichen Tages stellen sie sich außerdem vor, dass sie gleich explodieren oder implodieren, sich auflösen oder Opfer einer feindlichen Übernahme werden. Ihr Alltag wird von Ängsten beherrscht, die unter anderem ihren Liebesbeziehungen gelten, aber auch dem Umgang mit Kot und Urin.

Bevor all dies seinen Anfang nahm, habe ich immer Klatsch und Tratsch genossen, eine grundlegende Voraussetzung für diesen Job. Inzwischen höre ich jede Menge davon, und Tag für Tag, Jahr um Jahr strömt ein Fluss menschlichen Mülls in mich hinein. Wie viele andere Vertreter der Moderne maß auch Freud dem Abfall einen besonderen Rang zu; vielleicht war er der erste Künstler, der mit ›objets trouvés‹ arbeitete und dem eine Bedeutung abgewann, was in den allermeisten Fällen einfach weggeworfen wird. Dem allzu Menschlichen so nahe zu kommen ist eine schmutzige Arbeit.

Inzwischen gibt es noch etwas in meinem Leben, im Grunde fast einen Inzest, und wer hätte das gedacht? Miriam, meine große

Schwester, und Henry, mein bester Freund, haben ihre Leidenschaft füreinander entdeckt. Diese erstaunliche Liaison hat unsere Leben verändert, ja regelrecht aus den Angeln gehoben.

Ich sage »erstaunlich«, weil es zwei sehr unterschiedliche Menschen sind, die man sich nie als Paar vorgestellt hätte. Er ist Theater- und Filmregisseur, ein eingefleischter Intellektueller, dessen Leidenschaft Gesprächen, Ideen und allem Neuen gilt. Sie hingegen könnte unintellektueller nicht sein, obwohl sie stets als »klug« gegolten hat. Sie kennen sich schon seit vielen Jahren; Miriam hat mich manchmal in seine Inszenierungen begleitet.

Wahrscheinlich hatte meine Schwester schon lange gehofft, dass ich sie ausführen würde, aber ich brauchte eine Weile, um das zu kapieren. Obwohl es eine Anstrengung für sie bedeutete – ihre Knie sind kaputt und können ihr wachsendes Gewicht nicht mehr tragen –, tat es Miriam gut, das Haus, die Kinder und die Nachbarn für eine Weile los zu sein. Meist war sie sowohl tief beeindruckt als auch gelangweilt. Am Theater mochte sie alles außer den Stücken. Die Pausen hatte sie am liebsten, weil es dann Alkohol, Zigaretten und frische Luft gab, und das kann ich gut verstehen: Ich habe viele lausige Inszenierungen erlebt, aber manche davon hatten großartige Pausen. Henry selbst schlief mit schöner Regelmäßigkeit innerhalb von fünfzehn Minuten nach dem Beginn eines Stückes ein, besonders, wenn der Regisseur ein Freund war; sein struppiger Kopf sank auf die Schulter seines Sitznachbarn, dem er ins Ohr gurgelte wie ein verschmutzter Bach.

Die Sache spielte sich ab wie folgt.

Wenn Henry nicht probt oder lehrt, kommt er mittags bei mir vorbei. So auch vor einigen Monaten, als er zuerst bei Maria klingelte. Maria, träge, freundlich, schnell schockiert, oft sogar zu Tode erschrocken – ursprünglich meine Putzfrau, doch inzwischen jemand, auf die ich mich fest verlasse –, kochte unten das Essen, das ich gern auf dem Tisch habe, wenn der letzte Patient des Vormittags gegangen ist.

Ich freue mich immer, Henry zu sehen. In seiner Gesellschaft kann ich abschalten und muss nichts Wichtiges tun. Eine Muße, der alle Analytiker stundenlang frönen, egal was sie sagen. An manchen Tagen kommt der erste Patient um sieben Uhr morgens, und der letzte geht um ein Uhr nachmittags. Danach entspanne ich, mache Notizen, esse etwas, gehe spazieren oder schlafe ein wenig, ehe ich bis zum frühen Abend wieder zuhören muss.

Ich konnte ihn schon hören, bevor ich in der Nähe der Küche war, seine Stimme dröhnte draußen vor der Hintertür. Seine Monologe sind eine Qual für Maria, die das, was die Leute erzählen, zu ihrem Unglück immer für bare Münze nimmt.

»Wenn Sie mich nur verstehen würden, Maria, und begreifen könnten, dass mein Leben eine schreckliche Demütigung ist, ein Nichts.«

»Aber das ist doch nicht wahr, Mr Richardson, ein Mann wie Sie muss ...«

»Ich versichere Ihnen: Ich krepriere an Krebs, und meine Karriere ist die komplette Katastrophe.«

(Später kam sie dann zu mir und flüsterte verängstigt: »Hat er wirklich Krebs?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

»Ist seine Karriere eine Katastrophe?«

»Es gibt kaum jemanden, der bedeutender wäre.«

»Warum sagt er dann so etwas? Das sind wirklich komische Vögel, diese Künstler!«

Er fuhr fort: »Maria, meine letzten beiden Inszenierungen, *Cosi* und meine Fassung von *Der Meister und Margarita* in New York, haben mich zu Tode gelangweilt. Sie waren Erfolge, ja, aber nicht schwierig genug für mich. Ich musste weder kämpfen noch das Risiko der Auslöschung eingehen. Aber genau das will ich!«

»Nein!«

»Dann schleppt mein Sohn eine Frau in meine Wohnung, schöner als Helena von Troja! Die ganze Welt hasst mich – Fremde spucken mir in den offenen Mund!«

»O nein! O nein!«

»Werfen Sie doch einen Blick in die Zeitung. Ich bin noch verhasster als Tony Blair, und das ist ein Mann, den die ganze Welt verabscheut.«

»Ja, er ist schrecklich, das sagt jeder, aber Sie haben doch keine Invasion befohlen oder erlaubt, dass in Guantanamo gefoltert wird. Man liebt Sie!«

»Ich will nicht geliebt werden. Ich will begehrt werden. Liebe bedeutet Sicherheit, aber die Lust ist riskant. ›Gebt mir im Überfluss davon...‹ Die grausame Wahrheit ist doch die: Je unfähiger man zum Sex ist, desto fähiger ist man zur Liebe, dem reinen Gefühl. Sie sind der einzige Mensch, der mich versteht. Meinen Sie, dass es zu spät für mich ist, noch schwul zu werden?«

»Ich finde nicht, dass das eine Alternative wäre, Mr Richardson. Aber sie müssen mit Dr. Khan darüber reden. Er kommt sicher gleich.«

Die Türen zu meinem kleinen Garten mit seinen drei Bäumen und der kleinen Rasenfläche standen offen. Am Tisch draußen, auf

dem Blumen standen, saß Henry mit seiner wuchtigen Wampe, auf der er bequem die Hände ablegen konnte, wenn er sich nicht gerade kratzte. Auf seinem Knie lag meine graue Katze, Marcel, die Miriam mir geschenkt hatte, eine Katze, die alles beschnüffelte und die ich immer wieder aus dem Zimmer werfen musste, in dem ich meine Patienten empfing.

Henry, der bereits eine halbe Flasche Wein geleert hatte – »Ich glaube nicht, dass Weißwein auch nur ein Quäntchen Alkohol enthält!« –, sprach mit sich selbst oder assoziierte auf dem Umweg über Maria wild herum, die sich einbildete, es wäre ein Gespräch.

Ich wusch mir in der Küche die Hände. »Ich will mich besaufen«, hörte ich ihn rufen. »Ich habe mein Leben damit vergeudet, ehrbar zu sein. Inzwischen bin ich in einem Alter, in dem sich die Frauen in meiner Nähe in Sicherheit wiegen! Der Alkohol wird mich wieder in Schwung bringen – er bringt jeden in Schwung.«

Wir aßen. Man musste Henry zugutehalten, dass er einfach nicht den Mund halten konnte. »Wir reisen mit einer Leiche im Gepäck.« Damit meint Ibsen, dass die Toten – tote Väter, sozusagen die lebenden Toten – genauso mächtig, ja sogar noch mächtiger sind als die leibhaftigen Väter.«

»Wir bestehen aus anderen«, murmelte ich.

»Aber wie bringt man einen toten Vater um die Ecke? Und selbst dann wären die Schuldgefühle grauenhaft, oder?«

»Ich denke schon.«

Er fuhr fort: »In diesem Stück ist Ibsen ein absolut realistischer Autor. Wie soll man die Geister darstellen? Oder ist das überflüssig?« Henry griff quer über den Tisch, um sich etwas von meinem Teller zu angeln. Das tat er gern. »Diese freundliche Aggression dürfte wohl besagen«, verkündete er und hielt eine Bohne hoch, »dass sich ein Mann gern deine Frau mit dir teilen würde, richtig?«

»Völlig richtig. Nur zu.«

Falls das Reden der Geschlechtsverkehr der Bekleideten ist, dürfte sich Henry prächtig amüsiert haben. Und für mich waren diese ausufernden, theatralischen Monologe zur Mittagszeit sowohl genussvoll als auch entspannend. Henrys Überdrehtheit ließ erst nach, wenn Maria abwusch und wir gemeinsam die Sportseiten studierten oder das Spalier sanft im Wind nickender Sonnenblumen betrachteten, die mein Sohn Rafi vor der rückwärtigen Mauer meines kleinen Gartens gepflanzt hatte.